

Der weiße Fleck.

Ein Zensurpilog.

Von Ludwig Hirschfeld.

Wenn man in diesen Jahren beim Frühstück die Zeitung zur Hand nahm und mitten im Text oder gar vorn auf der ersten Seite den großen weißen Fleck erblickte, sagte man sofort ahnungsvoll: „Aha, weiß Gott was da wieder geschehen ist?“ Am Vormittag munkelte man bereits: „Wissen Sie, was da konfisziert worden ist? ... Ich habe etwas gehört ... es ist etwas los ... es soll nicht gut stehen.“ Mittags war es bereits ein pessimistisches Gerücht, nachmittags das Stadtgespräch und am Abend eine Tatsache. Der Zweck des weißen Fleckes, die Beunruhigung der Bevölkerung zu verhindern, war somit erfüllt.

Tagtäglich hat sich diese für die Zeitungen wie für das Publikum gleich irritierende, beschämende und lästige Bevormundung wiederholt. In beschaulicheren Zeiten wird man einmal das reiche Zensurmaterial sichten und sammeln zu einem lehrreichen und interessanten Ergänzungsband der Geschichte dieses Krieges. Jetzt, wo die von Ereignissen und Ueberraschungen erfüllte Stunde drängt und vorwärts treibt, kann man nur eine Weile darin blättern. Unmöglich, das alles jetzt durchzulesen. Vier hohe Stöße von gelb gewordenen Bürstenabzügen mit roten und blauen Strichen, weißen Flecken, dazwischen amtliche Zensurvorschriften, vertrauliche Zensurweisungen: papierene Gespenster aus einem geistigen Vormärz, der gestern noch moderne Gegenwart gewesen ist.

Um das System der weißen Flecke zu verstehen, muß man sich eine kleine Uebersicht schaffen. Aus dreifachen Rücksichten ist zensuriert und konfisziert worden: aus militärischen, innerpolitischen und aus wirtschaftlichen. Der Zweck war wieder ein doppelter: nur keine Beunruhigung der einheimischen Bevölkerung, nur kein ungünstiger Eindruck im neutralen und feindlichen Ausland. Das wäre ja sehr schön, wenn man nicht mit diesen wie mit anderen Schlagwörtern einen so schwunghaften Mißbrauch getrieben hätte. Der Lieblingsaufenthalt der Zensur war immer der Leitartikel, die politische Glossen zu den Kriegereignissen. Wenn schon nicht das ganze konfisziert werden konnte, wurde wenigstens

ein Satz herausgerissen. Da ist ein Abendblatt, in dem steht in einer Betrachtung über die Kämpfe im Westen nur der letzte Satz: „Wir leben in einer entscheidungsvollen Zeit.“ Auf wen wirkt das beunruhigend, auf wen macht das einen ungünstigen Eindruck? Auf keinen vernünftigen Menschen, nur auf den berufsmäßig angewöhnten Zensur. Ein anderesmal fällt wieder eine Ueberschrift zum Opfer: „Hoffnungen auf ein rascheres Kriegsende.“ Gott bewahre, so etwas darf nicht gesagt werden: ein rascheres Kriegsende — welche Entmutigung, welche Beunruhigung für die Bevölkerung, der der Krieg nicht lang genug dauern kann. Oder es wird im ungarischen Abgeordnetenhaus mitgeteilt, daß die gegen Rumänien kämpfenden Truppen von Mackensen geführt werden. Ja, in Ungarn darf man das wissen, in Oesterreich werden dadurch militärische Interessen arg verletzt. Einmal heißt es im Generalstabsbericht: „Feindliche Abteilungen in Görz.“ Im benachbarten Leitartikel darf nur gesagt werden: die Italiener vor Görz — das wirkt beunruhigend, das macht einen günstigen Eindruck.

Die Zensur hat auch ihre wechselnden Jahreszeiten gehabt, in denen die weißen Flecke bald üppiger, bald bescheidenere wucherten. Am üppigsten war die Zeit des Grafen Ehrlich. Da brauchte in einem Artikel bloß das Wort Verfassung, Delegation oder Parlament zu stehen, und sofort wurde dem Zensur schwarz und dem Leser weiß vor den Augen. Damals wurde überhaupt sehr unerschrocken konfisziert, ohne Ansehung der Person: Neuzensuren von Ministern, Mitteilungen von Behörden und Aemtern. Ortsnamen wie Stockholm und Zimmerwald durften in Oesterreich längere Zeit hindurch nicht genannt werden, und die russische Bolschewikibewegung wurde durch eifriges Zensurieren wirksam unterdrückt. Auch die Ausmerzungen aller Nachrichten über die Erzeugung von Kriegsmaterial in Amerika hat sich bekanntlich als treffliches Gegenmittel bewährt. Am denkwürdigsten ist aber das Verbot eines Leitartikels, in dem knapp vor dem Ausbruch des Krieges mit Italien, Gabriele d'Annunzio charakterisiert wurde. Diese Verunglimpfung des Dichters konnte im Interesse der guten Beziehungen zu dem Bundesgenossen unmöglich erlaubt werden, und der große weiße Fleck hat richtig den Abfall und die Kriegserklärung Italiens verhindert.

Im Gegensatz zu Franz Moor hat sich die Zensur auch gern mit Kleinigkeiten abgegeben, mit Nachrichten, Tagesneuigkeiten, Notizen, deren Staatsgefährlichkeit in die Augen springt. Der ungarische Ernährungsminister ist in Wien angekommen und am selben Tage wieder nach Budapest abgereist — ja freilich, damit die Entente daraus Schlüsse auf unsere Approvisionierung ziehen kann. Ein Prinz ist auf Anerkennung der Vaterstadt und auf Alimente geklagt worden — darüber darf nicht geschrieben werden, denn nur Prinzen aus Geniecland zahlen bekanntlich bar, was sie verzehrt. Der weiße Fleck hat sich aber auch als ein gutes österrömisches Hausmittel gegen Krankheiten, Seuchen und Uebelstände jeder Art bewährt. Es fehlt an Spitalsbetten — weißer Fleck. Die Bevölkerung braucht weißes Mehl — gibt's nicht, aber dafür einen schönen weißen Fleck. Auf Mehl hat es der Zensur, wie die meisten Menschen heutzutage, überhaupt sehr scharf gehabt. Als am Anfang dieses Jahres die Wiener Mehlquote gekürzt wurde, hat das kein Mensch gemerkt, denn es durfte ja nicht in der Zeitung stehen, höchstens in vorsichtigen Andeutungen. Jedenfalls wurde der Satz, daß zur Bereitung der Einbrennsuppe, dem wichtigsten Nahrungsmittel der breiten Bevölkerungsschichten, Mehl notwendig ist, vollständig gestrichen. Die Bevölkerung muß nicht alles wissen. ... Auf diese Art wurde auch die Fleisch- und Fettfrage geregelt, wurden Fahrpläne und Eisenbahntarife als überreizend unterdrückt. Das Börsenspiel wurde durch die konsequente Kursverheimlichung bekanntlich energisch eingedämmt und der Kurs unserer Valuta auf den neutralen Märkten hinaufgeschwungen. Nichts war in diesen Zeiten harmlos, einwandfrei und unbedenklich, alles war staatsgefährlich, und einmal wurde sogar eine Nachtigall konfisziert, die in einer Stellung an der Westfront, unbekümmert um den Kanonendonner, weitergesungen hatte. Weiß Gott, was sie gesungen hatte. Ein richtiger Zensur traut auch einer Nachtigall das Vergste zu. Und das Merkwürdigste an diesen staatsgefährlichen Nachrichten war, daß man sie im nächsten Kaffeehaus in ungarischen, deutschen Zeitungen und in österreichischen Provinzblättern ungehindert lesen konnte, so daß man sich manchmal fragte, ob die Wiener Zensur nicht eine Institution zur Förderung des Kaffeesiedergewerbes sei. ...

Noch lehrreicher und charakteristischer sind die sogenannten Zensurweisungen, die den Zeitungen in täglichen Konferenzen von den Vertretern der Ministerien, der Militärbehörden und vom Staatsanwalt gegeben wurden. Wenn man jetzt darin blättert, glaubt man sich plötzlich ins dunkelste Altösterreich versetzt, in einen künstlich erzeugten Vormärz: das darf gesagt werden, das nicht, die eine Wahrheit gilt erst von der nächsten Woche an, die andere überhaupt nicht. Auf jeden Fall soll immer sehr vorsichtig geschrieben werden, ohne Kritik und eigene Meinung. Und zum Schluß heißt es gewöhnlich: das soll kein Verbot sein, es wird nur gewünscht — im alten Oesterreich bekanntlich die schärfste Form des Befehls. Schade, daß nicht ein Grillparzer oder Bauernfeld oder wenigstens ein Castelli an diesen Zensurkonferenzen teilnahm, sie waren eine Fundgrube für boshafte und bittere Epigramme. Diese Weisungen waren sozusagen unsichtbare, gesprochenen weiße

Flecke, sie waren nur für die Journalisten bestimmt, nicht für die Öffentlichkeit. Aber es wäre unverzeihlich, sie in Vergessenheit geraten zu lassen, denn in ihrem grotesken Absolutismus sind sie wertvolle kleine Kulturdokumente der großen Zeit. Man möchte gar nicht glauben, was alles bedenklich, unerwünscht und verboten war. Ueber die Erkrankung eines ausländischen Prinzen durfte berichtet werden, aber nicht an welchen Krankheiten er laborierte. Die Meldung von der Ordensauszeichnung eines Ministers war gestattet; zu sagen, wofür ihm der Orden verliehen wurde, war streng verboten — offenbar, weil es in vielen Fällen gar nicht so leicht ist, das zu sagen. Das Urteil im Kramarsch-Prozess durfte publiziert werden, nicht aber die betreffende Stelle aus dem Militärstrafgesetz, ein Gesetz, bei dessen genauer Lektüre und Kenntnis sich die einheimische Bevölkerung tatsächlich sehr beunruhigt fühlen würde. Und was für interessante Prozesse müssen erst jene gewesen sein, von denen es in den Weisungen vielfach lapidar heißt: darf überhaupt nicht erwähnt werden. In diesen Zensurkonferenzen wurde gleichsam eine behördlich genehmigte Wirklichkeit hergestellt, und was nicht freigegeben wurde, das existierte nicht. Jedes Ding und jedes Ereignis mußte erst diese Geistesmühle passieren: Eisenbahnunfälle, Lawinenkatastrophen, Explosionen, Kriegshunde, Selbstmorde, ausländische Streiks und Wetterberichte. Manchmal ergaben auch großzügige allgemeine Weisungen: über Friedenssehnsucht soll nicht geschrieben werden. Das Schreiben, das kann man ja unterdrücken, aber die Sehnsucht, die kann nicht einmal der Staatsanwalt konfisizieren. Ein anderesmal dekretiert er wieder: über Steuern darf nicht geschimpft werden — ist das nicht von geradezu Mesivischer Prägnanz? Auch die Erhöhung der Postgebühren und der Tabakpreise mußte geheimgehalten werden, um das Publikum damit angenehm zu überraschen. Wodüber denn sollten die Zeitungen schreiben, vielleicht über Ernährungsfragen? Das schon gar nicht. Das war am unerwünschtesten. Kein Wort über Knappheit und Lebensmittelpreise, keine Bemerkungen über das Anstellen, und einmal wurde sogar ein Communiqué der Käsehändler über die Einfuhr von Emmentaler als beunruhigend und aufreizend unterdrückt. Und als die Ernährungsverhältnisse sehr arg wurden, half man sich einfach mit einer geradezu klassischen Zensurweisung: Ueber Lebensmittelmangel und Preissteigerungen darf überhaupt nicht geschrieben werden. Man wollte es dem Publikum offenbar verheimlichen, daß es nichts zu essen hatte. ...

O ja, es ist sehr viel unfreiwilliger Humor, sehr viel Komik in diesen weißen Flecken enthalten. Wenn man nämlich jeden für sich als groteske Anekdote betrachtet. Hat man sich aber durch den vier Jahre hohen Stoß durchgesehen und betrachtet das Ganze im Zusammenhang, dann vergeht einem das Lachen und es bleibt ein recht bitterer Nachgeschmack zurück. Was war der Sinn dieses Zensur-systems? Es sollte eine Metternichsche Manier sein, die jeden Luftzug von draußen, jede Idee abzuhalten hatte, eine gewalttätige Bevormundung, ein Zwang zur Unmündigkeit. Und was ist der Effekt? Daß sich das Mädel mit jeder Heftigkeit selbst großjährig erklärt, daß ringsum alle Türen aufgerissen werden und ein wirbelnder Luftzug durchs Land segt, der eine schwere politische und wirtschaftliche Grippe zur Folge hat: nur kein ungünstiger Eindruck im Ausland, nur keine Beunruhigung der einheimischen Bevölkerung. ... Alles das, was sich heute zuträgt, hat die Zensur redlich vorbereitet geholfen. Nun hat sich die gehnechtete Wahrheit und Wirklichkeit endlich aufgerichtet, das flüsternde Gerücht ist zum Schrei geworden, die tausende weißen Flecke sind auf einmal lebendig. Es ist eine wirre, überlaute und überreizte Zeit, aber sie ist unvergleichlich schöner und besser als die hebuckten und eingeschüchterten Jahre, in denen hochmüthige Anmaßung und Unfähigkeit am grünen Tisch saßen, in denen eine geradezu dämonische Verschäntelhuberei glaubte, den Staat durch weiße Flecke retten zu können. Das war der tragische Irrtum, die tragische Schuld dieses Systems. Kein Staat verträgt es, vier Jahre lang tagtäglich gerettet zu werden, und von diesem gewissen Oesterreich kann man wahrhaftig sagen, daß es durch seine Zensur zugrunde gerettet worden ist.